



# Die Sprache der Deutschen in Rußland

**Peter Rosenberg**

---

Als seit 1764 die ersten deutschen Kolonisten nach Rußland zogen, konnten sie wenig aus der Heimat mitnehmen. Vieles mußte zurückgelassen werden, vieles ging auf der langen Reise verloren. Was sie aber „im Gepäck“ hatten, war ihre deutsche Kultur und Sprache.

Was aber war diese „deutsche Sprache“? Wie sah die Sprache der deutschen Bevölkerung in den Dörfern an der Wolga, im Schwarzmeergebiet, im Kaukasus, später in Sibirien und Mittelasien aus? Wie entwickelte sich diese Sprache im Laufe der Zeit, fern von Deutschland und abgeschnitten von der Sprachentwicklung in der Heimat? Wie kam es zur „Russifizierung“ der Sprache dieser Siedler? Welche Folgen hatten die Deportationen und Verfolgungen in der Stalin-Zeit? Wo „lebt“ heute noch die deutsche Sprache? Diese Fragen sollen im folgenden Beitrag, so gut es auf knappem Raum geht, beantwortet werden.

Das Bild der „mitwandernden“ deutschen Sprache, die die

Rußlanddeutschen - mitunter als einziges - bewahren konnten, während ihnen vieles andere genommen wurde, begleitet die Geschichte der Deutschen in Rußland und der späteren Sowjetunion: Auch in den Zeiten der Verfolgungen, des Lagerlebens, der Sondersiedlungen, der Weiterwanderung hielten sie am Deutschen fest, so gut dies möglich war. Und es ist eine bittere Ironie der Geschichte, daß der Niedergang der deutschen Sprache in der Sowjetunion gerade in der Zeit beschleunigt wurde, in der eine erste bescheidene Liberalisierung erfolgte.

## **Die Sprache der Einwanderer**

Die Sprachsituation in den deutschen Sprachinseln, die seit dem Einladungsmanifest von Katharina II. 1762/63 an der Wolga, um Petersburg, im Schwarzmeergebiet, auf der Krim, im Kaukasus, in Wolhynien und weiteren Gebieten angelegt wurden, ist in bestimmter Hinsicht einzigartig: Die *Vielzahl von Dialekten*, die die Siedler aus zahlreichen deutschen Herkunftsräumen in diese Sprachinseln mitgebracht hatten, ist ein Kennzeichen der rußlanddeutschen Sprachinseln, wie es sich in dieser Ausprägung nur in wenigen anderen Regionen der Welt finden läßt. Die Abgeschlossenheit dieser Siedlungen, ihr sozialer, ökonomischer, kultureller und auch konfessioneller „Abstand“ zur Bevölkerung der Umgebung ließ die deutschen Sprachinseln lange Zeit überdauern, und noch heute sind Spuren dieser „archaischen“ Dialekte in der Sprache älterer rußlanddeutscher Aussiedler in der Bundesrepublik festzustellen.

Einen Hinweis auf die dialektale Zusammensetzung in der Frühzeit der Besiedlung gibt uns die Herkunft der Kolonisten:

• Ein Großteil der etwa 23.000 Siedler, die 1764-1767 vor allem an die *Wolga* zogen, stammten aus Hessen, den Rheinlanden, der Pfalz, Württemberg, in zahlenmäßig oft geringer Größenordnung im Grunde aber aus allen Gebieten des deutschen Sprachraums, auch aus dem Elsaß, aus Lothringen und der Schweiz, sowie aus den Niederlanden und Schweden (Vgl. Stumpp (1974), S. 23). Sie gründeten 104 Siedlungen, in denen sich die Kolonisten in oft rein zufälliger Zusammensetzung (abgesehen von einer gewissen konfessionellen Trennung) zusammenfanden.

• Seit 1789 gründeten ostniederdeutsch sprechende *Mennoniten* aus Westpreußen, aus der Umgebung Danzigs, im

Schwarzmeergebiet die Chortitzer „Altkolonie" (18 Dörfer), etwas später die Kolonie Molotschna mit 55 Dörfern.

● Nach 1804 - auf Einladung Alexanders I. - zogen Siedler vor allem aus dem südwestdeutschen Raum, aus Württemberg, Baden, dem Elsaß, sowie aus Bayern und weiteren Regionen in großer Zahl ins *Schwarzmeergebiet*, auf die *Krim* und in den *Kaukasus*. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts ließen sich etwa 55.000 Einwanderer in „Neurußland" nieder.

● In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wanderten Siedler aus zahlreichen Herkunftsgebieten, vor allem aus dem ost-mitteldeutschen Raum, aus Schlesien und dem heutigen Polen, nach *Wolhynien*.

● Ende des 19. Jahrhunderts und Anfang des 20. Jahrhunderts wurden zahlreiche *Tochterkolonien* im Orenburger Gebiet, in Baschkirien, in Sibirien und Mittelasien gegründet.

Alle diese Siedler verständigten sich in erster Linie in ihren heimischen Dialekte. Diese Mundarten reichten von oberdeutschem Schwäbisch, Badisch, Elsässisch oder Bairisch über westmitteldeutsches Hessisch oder Pfälzisch, ostmitteldeutsches Sächsisch, Thüringisch oder Schlesisch bis zu niederdeutschem „Plattdeutsch". Und selbst diese Bezeichnungen werden der dialektalen Vielfalt kaum gerecht, fassen sie doch höchst unterschiedliche Varietäten unter Begriffen wie „Niederdeutsch" oder „Hessisch" zusammen, deren Sprecher sich mitunter kaum verständigen konnten: Das ostniederdeutsche „Plautdietsch" der Rußlandmennoniten (in der Chortitzer Varietät) etwa ist mit seiner Aussprache des niederdeutschen *k* selbst für andere Niederdeutsch-Sprecher nur schwer zu verstehen, wenn niederdeutsches *ick* ('ich') zum Beispiel *ätj* lautet und die *Kerk* oder *Kirke* ('Kirche') als *Tjoartje* ausgesprochen wird. Hessisch-Sprecher würden den 'Schlitten' wohl als *Schlidde* bezeichnen, hätten aber sicherlich Schwierigkeiten, oberhessisches *Schlirre* als „verwandte" Aussprache anzusehen.

Einen Eindruck dieser einzigartigen Sprachsituation mag die Tatsache vermitteln, daß in manchen Orten an der Wolga Kolonisten aus Dutzenden verschiedener Dialektgebiete Deutschlands zusammentrafen, wie zum Beispiel im Dorf Preuß, das von Siedlern aus 129 verschiedenen Orten Deutschlands,

Österreichs und des Elsaß gegründet worden ist. Wie sollten die Siedler sprachlich miteinander verkehren, ohne daß ihnen die deutsche Standardsprache zur Verfügung stand, die sich in der Zeit der Auswanderung durch den Schulunterricht flächendeckend gerade erst durchzusetzen begann? Sie konnten es nur vermittels ihrer Dialekte tun.

### **Der dialektale Ausgleich der ersten 100 Jahre**

Im Laufe der ersten hundert Jahre fand in den Kolonien ein atemberaubender Prozeß der Dialektmischung statt, infolge dessen sich mehr oder weniger einheitliche Ortsmundarten - vor allem in den sogenannten Mutterkolonien - herausbildeten. Die jüngeren Tochterkolonien waren hiervon noch nicht lange genug erfaßt, und auch in den Mutterkolonien bestanden häufig noch lange Zeit mehrere dialektale Varianten nebeneinander. Ergebnis des sprachlichen Ausgleichsprozesses war die Reduzierung der Dialektvielfalt auf eine - immer noch stattliche - Anzahl von Hauptvarietäten:

In den *wolgadeutschen* Mundarten setzten sich hauptsächlich mitteldeutsche, vor allem westmitteldeutsche, das heißt hessische und rheinfränkische, Dialektmerkmale durch. Nur eine kleine Gruppe von Mundarten gehörte zum Ostmitteldeutschen, insbesondere in einigen Dörfern um Katharinenstadt im Norden des Wolgagebiets. In einigen zwischen 1853 und 1872 gegründeten Kolonien (zum Beispiel „Am Trakt“) war das Ostniederdeutsche der Mennoniten auch an der Wolga vertreten.

Die Sprachbeschreibung der wolgadeutschen Dialekte, das heißt ihre Sammlung, Klassifizierung und Kartierung, war das historische Werk von Georg Dinges, des großen wolgadeutschen Dialektforschers und ersten Leiters der „Zentralstelle für die Erforschung der wolgadeutschen Mundarten“ in Engels. Die Zentralstelle war institutionell aus der Sektion für Mundartforschung der ethnographischen Abteilung des am 1. Oktober 1925 gegründeten Zentralmuseums der Wolgarepublik hervorgegangen.

Dinges, 1891 im Dorf Blumenfeld an der Wolga geboren, hatte seine Beschäftigung mit den wolgadeutschen Dialekten an der Tschernyschewski-Universität Saratow begonnen, wo er zunächst Lektor für deutsche Sprache, seit 1921 Dozent für germanische

Philologie und ab 1923 Professor am Lehrstuhl für westeuropäische Sprachen und Literaturen war. In dieser Zeit kam er auch mit Viktor M. Schirmunski zusammen, dessen Interesse an den rußlanddeutschen Dialekten nicht zuletzt auf Dinges zurückgeht. Dinges beschäftigte sich anfänglich mit dem russischen Einfluß in den deutschen Wolgadialekten. Das große Werk der Spracherhebung wolgadeutscher Varietäten leistete Dinges - gemeinsam mit seinen Mitarbeitern und seiner Frau Emma - vor allem in den Jahren 1925 bis 1929, als er alle wolgadeutschen Mutterkolonien zum Zwecke von Spracherhebungen abwanderte. Während dieser Zeit unterhielt er auch regelmäßigen Kontakt zur berühmten Marburger dialektologischen Schule in Deutschland, deren Methode der „Übersetzung“ der sogenannten „Wenker-Sätze“ er übernahm: „Testsätze“, vom Begründer des Deutschen Sprachatlas, Georg Wenker, nach linguistischen Kriterien entworfen, wurden von Gewährsleuten in die örtliche Mundart übersetzt und die in ihnen „versteckten“ sprachlichen Merkmale, die die Unterscheidung zwischen oberdeutschen, mitteldeutschen und niederdeutschen Dialekten möglich machten, anschließend in Karten übertragen. Die durch das enge Zusammenleben in den rußlanddeutschen Sprachinseln hervorgerufene neue Mischung dieser Merkmale, die so in keinem binnendeutschen Dialekt auftrat, war für die Dialektologen in Rußland wie in Deutschland gleichermaßen von größtem Interesse, ließ sie doch Rückschlüsse zu auf die Mechanismen des Sprachausgleichs, wie er zum Beispiel auch die Hochsprachen und Verkehrsvarietäten in Europa erzeugt hatte. Dieser Erkenntnisgewinn war es, den Viktor Schirmunski im Auge hatte, als er die rußlanddeutschen Sprachinseln als ein „großangelegtes sprachgeschichtliches Experiment“ und als ein „sprachwissenschaftliches Laboratorium“ bezeichnete, „in dem wir an der Hand geschichtlicher Zeugnisse in einer kurzen Zeitspanne von 100 bis 150 Jahren Entwicklungen verfolgen können, die sich im Mutterlande in mehreren Jahrhunderten abgespielt haben müssen“ (Schirmunski (1930), S. 113 f.) .

Wegen seiner Beschäftigung mit der deutschen Sprache und Volkskunde in der Sowjetunion sah sich Dinges in den späten zwanziger Jahren zunehmend dem Vorwurf des „Nationalismus“ ausgesetzt, der zu jener Zeit noch verhalten erhoben wurde. Mit dem heraufziehenden Ende der „Korenisierung“, der Bewegung zur Verwurzelung und Stärkung der Nationalitäten und ihrer

Sprachen im sowjetischen Vielvölkerstaat, wurden Dinges sein Interesse für die wolgadeutsche Sprache und Kultur und seine Verbindungen nach Deutschland zum Verhängnis. Noch vor dem Beginn der großangelegten Verfolgungen gegenüber den sogenannten „Nationalisten“ wurde Dinges im Januar 1930 verhaftet, nachdem es zu Auseinandersetzungen um die Einladung reichsdeutscher Sprachwissenschaftler anlässlich der Eröffnung der Pädagogischen Hochschule in Engels gekommen war. Verhaftet wurde Dinges unter der Beschuldigung „konterrevolutionärer Aktivitäten“, „nationalistischer Propaganda“ und der Verbindungen zu einem „ausländischen Spionagezentrum“. In den Verhören ging es immer wieder um die Kontakte nach Deutschland, um seinen angeblichen „Nationalismus“, der etwa in Buchbestellungen aus Deutschland, in Seminaren zur Geschichte der Wolgadeutschen und in Kursen in deutscher Sprache zum Ausdruck gekommen sei, sowie um die Verbindung zu Peter Sinner, der sich ebenfalls mit der deutschen Sprache an der Wolga beschäftigt hatte und noch mehr als Dinges zur Zielscheibe des Nationalismus-Vorwurfs wurde. Obwohl schließlich die Spionagevorwürfe fallengelassen wurden, wurde Dinges dennoch am 1. Februar 1932 auf Beschluß der GPU zu drei Jahren Verbannung in Westsibirien verurteilt. Nach zwei Jahren Untersuchungshaft wurde er nach Kolpaschewo im Norden des Tomsker Gebiets verbracht und arbeitete dort einige Zeit als Sanitäter im örtlichen Krankenhaus, wo er sich mit Typhus ansteckte. Im Juli 1932 ist Georg Dinges gestorben. Einige seiner Materialien wurden wegen Infektionsgefahr verbrannt, andere, darunter seine Erhebungsmaterialien zum Wolgadeutschen Sprachatlas, hatte er noch an seinen Nachfolger Andreas Dulson übergeben können. Vieles blieb jedoch verschollen.

Ein Beispiel für die gemeinsamen Merkmale der meisten wolgadeutschen Dialekte gibt Andreas Dulson, der erste Leiter der Sektion Volkskunde der ethnographischen Abteilung des Zentralmuseums und Nachfolger von Georg Dinges in der „Zentralstelle“ nach dessen Verhaftung: Alle westmitteldeutschen wolgadeutschen Mundarten teilen eine gemeinsame lautliche Erscheinung, bei der die stimmlosen Verschuß- und Reibelaute (unmittelbar nach der hauptbetonten Silbe) zu den entsprechenden stimmhaften werden, wenn ihnen ein Vokal oder Sonorlaut (l, r, m, n) vorausgeht und ein Vokal folgt: *Kabbe*, *lauder*, *schlouwe*, *fleisig* oder *derwe* (für 'Kappen', 'lauter',

'schlafen', 'fleißig', 'dürfen') (Vgl. Dulson (1933)).

Diese Kennzeichen und eine Reihe weiterer „typischer“ wolgadeutscher Merkmale - wie zum Beispiel *w* für hochdeutsches *b* (*hiwe* 'hüben'), *a* für hochdeutsches *au* (*aach* 'auch') oder *hen* für 'haben' - finden sich auch in der folgenden authentischen Sprachprobe eines wolgadeutschen Sprechers wieder, die aus dem Jahre 1990 stammt (Wolgadeutscher Sprecher aus Alexandrowka (Omsker Gebiet), geboren 1935. Aufnahme Rosenberg 1990. Transkription Rosenberg/A. Bock 1992. Die Sprachproben hier und im folgenden sind authentische Aufnahmen. Zur Transkriptionsweise siehe Ehlich, Rehbein (1976) :

### **Sprachprobe: Wolgadeutsche Varietät (Gebiet Omsk)**

1 unsre eldern  
ware viele wo die  
russ'sche sprache  
iwrhaupt ga'  
Unter  
unseren Eltern gab  
es viele, die die  
russische Sprache  
überhaupt gar

2 nicht kunnde  
. die sin hiwe  
gebore un sin  
großgewachse un  
so  
nicht  
konnten. Die sind  
hüben (hier)  
geboren und sind  
aufgewachsen,  
und so

3 sin se aach  
gstorwe dahier. die  
wußte weidr net .  
sind sie auch

hier gestorben.  
Die konnten weiter  
nichts.

4 wapsche die  
russ'sche sproch  
kunnde se ga' net

voobzce  
(russ.:  
überhaupt), die  
russische Sprache  
konnten sie gar  
nicht.

5 dasche ist  
oftemols  
gepassiert . die  
kindr sind in die  
armee

Daze (russ.:  
sogar) ist es  
oftmals passiert,  
die Jungen sind in  
die Armee

6 gange un hen  
sich mädjer  
mitgebracht . hen  
geheirat .

gegangen  
sind und haben  
sich Mädchen  
mitgebracht,  
haben geheiratet.

7 `s ware russe-  
mädjer . un no  
kame se her un  
kunde se

Es waren  
Russenmädchen.  
Und dann kamen  
die Mädchen her

und konnten

8 doch net  
doitsch un die  
moddr kunnt nich  
rusch . was wollt  
mr

doch nicht  
Deutsch, und die  
Mutter konnte  
nicht Russisch.  
Was wollte man

9 mache `s  
warn andre  
mensche, ja . wol'  
net wol' muß/  
machen? Es  
waren andere  
Menschen, ja?  
Volja nevolja  
(russ.: ob man  
will

10 des mädje  
muß doitsch lerne  
(...) ich hot oich  
gsaat von  
oder nicht)  
das Mädchen muß  
Deutsch lernen.  
Ich habe Euch  
gesagt, zu

11 anfang daß  
schwraiwe sich viel  
russe . hier aach .  
awr

Beginn, daß  
viele sich als  
Russen  
einschreiben  
(lassen), hier  
auch, aber (sie)

12 spreje all  
daitsch .  
sprechen nur  
Deutsch.

Die Gemeinsamkeiten der meisten wolgadeutschen Dialekte erklären, warum es oft möglich ist, einen Sprecher, der von der Wolga kommt, unter anderen Rußlanddeutschen zu identifizieren. In ihren Gemeinsamkeiten zeigt sich eine gewisse Ähnlichkeit zum hessisch-rheinfränkischen Dialektraum des Mutterlandes.

Eine solche „Heimatbestimmung“ ist aber nicht unproblematisch: Die Ähnlichkeit mit binnendeutschen hessischen und pfälzischen Dialekten gibt nicht immer die wirkliche Herkunft der Siedler wieder, sondern stellt eben die Übereinstimmung der Dialekte, die sich an der Wolga im Laufe von hundert Jahren Dialektausgleich als dominant durchgesetzt haben, mit denen dar, die ihnen im geschlossenen deutschen Sprachraum - nach ihren Hauptmerkmalen - entsprechen.

In den deutschen Siedlungen im *Schwarzmeergebiet* war die Ausgangslage ähnlich heterogen wie an der Wolga. Hier dominierten von ihrer Anzahl her südwestdeutsche Siedlergruppen. In den Mischdialekten setzten sich vielerorts Merkmale des Südfränkischen durch, einer Übergangsvarietät, die in Deutschland im Gebiet zwischen dem Rheinfränkisch-Hessischen und dem Schwäbischen gesprochen wird.

Der Erforschung der rußlanddeutschen Dialekte im Schwarzmeergebiet hat sich vor allem Viktor Schirmunski gewidmet. Schirmunski, der herausragende sowjetische Dialektologe, der sich unter dem Einfluß von Georg Dinges mit den deutschen Inselmundarten zu beschäftigen begann, seit 1924 in Leningrad einen Arbeitskreis zur Erforschung deutscher Dialekte in den westlichen Gebieten der Sowjetunion leitete und zusammen mit seinem Schüler Alfred Ström, einem Deutschbalten, die deutschen Mundarten bei Petersburg, im Schwarzmeergebiet und im Kaukasus erforschte, hat wesentliche Teile seiner sprachwissenschaftlichen Theorien anhand der rußlanddeutschen Dialekte gewonnen.

Nach Schirmunski hatte es im Schwarzmeergebiet eine Tendenz zur Herausbildung einer „kolonistischen Gemeinsprache“ gegeben, die auf Ähnlichkeiten der (süd- und rhein-) fränkischen Mundarten beruhte, zum Beispiel in der Verwendung von stimmlosem *b, d, g* für hochdeutsches *b/p, d/t, g/k* im Anlaut (zum Beispiel *babbe* für ‚Papa‘), in der „Entrundung“ des hoch-deutschen *ü* zu *i* (*hiwwe und driwwe* für ‚hüben und drüben‘), des hochdeutschen *ö* zu *e* (*kenne* für ‚können‘), des hochdeutschen *oi* zu *ai* (*daitsch* für ‚deutsch‘) und einiger weiterer Merkmale (Schirmunski (1930), S. 171).

Merkmale des Südfränkischen, das eine Übergangsvarietät zwischen dem Schwäbischen und dem Pfälzischen darstellt und unter anderem in Dörfern bei Melitopol, bei Woronesch oder auch in Kolonien bei Petersburg/Leningrad gesprochen wurde, sind nach Schirmunski - neben den oben genannten - zum Beispiel *klaaid* (‚Kleid‘) und *flaaisch* (‚Fleisch‘), *kaafe* (‚kaufen‘) und *glaawe* (‚glauben‘), *owet* oder *obet* (‚Abend‘), *liega* (‚liegen‘), *bischt* (‚bist‘) (Derselbe (1928), S. 59f).

Die folgende Sprachprobe zeigt einige Merkmale eines südfränkischen Dialekts, zum Beispiel *gnumma* (‚genommen‘), *diechl* (‚Tüchlein‘), *aach* (‚auch‘) oder *babbe* (‚Papa‘) ( Sprechlerin aus dem Dorf Udal’noje (Altaj), geboren 1915 in der Ukraine. Aufnahme N. Berend 1986. Transkription Rosenberg/Vergin 1991. Wir danken Frau Dr. Nina Berend herzlich für die Überlassung der Aufnahme.) :

### **Sprachprobe: Südfränkische Varietät (Ukraine/Altaj)**

1	mei maama hat mich gschickt hat sie gsagt in `n wald (...) mei „Meine Mama hat mich geschickt“, hat sie gesagt, „in den Wald (...). Mein
2	sohn hat sie gsagt des `s ja net mei rechter sohn ich hab den ja

Sohn", hat sie gesagt,  
„das ist ja nicht mein  
richtiger Sohn. Ich habe den  
ja

3 net gebore (...)des kind  
war am gras drin g'lee sagt  
die .  
nicht geboren (...). Das  
Kind hat im Gras gelegen",  
sagt die,

4 frisch gebornes kind .  
zugedeckt mit . mit  
grasblätter/mit gras . no  
„ein neu geborenes  
Kind, zugedeckt mit Gras.  
Und da

5 hat mer a stimm  
zugrufe nimm des kind des  
kind wird immer  
hat mir eine Stimme  
zugerufen: 'Nimm das Kind,  
das Kind wird immer

6 dei sei . no hab ich des  
kind gnumma hat sie gsagt  
ghat `n mei  
deines sein!' Da habe ich  
das Kind genommen", hat sie  
gesagt, „in meine

7 scherzele un mei diechl  
un hab des kind eigwickelt un  
bin zu  
Schürze und in mein  
Tuch, und habe das Kind  
eingewickelt und bin nach

8 haus komme un dann  
han sie gsagt/hen mei  
eltern mich vum  
Hause gekommen. Und  
dann haben sie gesagt,

haben meine Eltern mich  
vom

9 hof gjagt trag des kind  
(...) vum hof . so die maama  
un so aach de

Hof gejagt: 'Trage das  
Kind (...) vom Hof!' So sagte  
die Mama und auch der

10 babbe ich muß vum hof  
i wsjo . no bin ich vum

Papa. Ich mußte vom  
Hof, i vsë (russisch etwa: und  
fertig), da bin ich vom

11 hof gange hat sie gsagt  
von haus zu haus dort hab  
ich gebettelt

Hof gegangen", hat sie  
gesagt, „von Haus zu Haus.  
Dort habe ich gebettelt,

12 dort hab ich gschaftt un  
so hab ich ihn großgezogn  
(...).

dort habe ich  
gearbeitet, und so habe ich  
ihn großgezogen (...).

Im *Kaukasus* und in anderen Gebieten (zum Beispiel bei Odessa) hat sich in den Dörfern der württembergischen Siedler regional auch das Schwäbische relativ rein erhalten. Eine dieser schwäbischen Varietäten existiert auch heute noch als einer der wenigen weitgehend unvermischten Dialekte, zum Beispiel bei den älteren Sprechern in der Tochterkolonie Michailowka im Gebiet Pawlodar im Nordosten von Kasachstan. Nach seinen Hauptmerkmalen - zum Beispiel der Aussprache von hochdeutschem *Stroh* als *Strau* oder von hochdeutschem *Schnee* als *Schnai* - läßt sich tatsächlich noch ein Rückbezug auf die Herkunftsregion der meisten Siedler in Deutschland rekonstruieren: die Umgebung von Blaubeuren in Schwaben.

Einige dieser Merkmale zeigt die folgende Sprachprobe (Schwäbisch-Sprecherin aus Michailowka (Gebiet Pawlodar, Kasachstan), geboren 1921 in Rosenberg bei Tiflis (Kaukasus). Aufnahme N. Berend 1986, Transkription Rosenberg/S. Weydt 1990. Wir danken Frau Dr. Nina Berend für die Überlassung der Aufnahme.):

### **Sprachprobe: Schwäbischer Dialekt I (Kaukasus/Kasachstan)**

1 i hau miassa  
ondrschraiba dass i uich hait  
nacht vrwacha muass .  
„Ich habe unterschreiben  
müssen, daß ich euch heute  
nacht bewachen muß,

2 ond iä deant schnai uir  
sach zemarichta ond schaffet  
`ich  
und ihr (tut) schnell eure  
Sachen zusammenpacken  
und schafft euch

3 boitsaid morga fria ausm  
dorf dass dia uich et sean  
gäu . etz hemir  
beizeiten morgen früh  
aus dem Dorf, daß die euch  
nicht sehen." Jetzt haben

4 dapfer  
zema/zemagmacht des was  
se no ghet `nd a kischd  
wir schnell  
zusammengepackt, das, was  
sie noch gehabt, und eine  
Kiste

5 hen dia gehet . no a  
grosse kischd . en dui kischd  
hemma zwoi gloine  
haben die gehabt, na,

eine große Kiste. In diese Kiste haben wir zwei kleine

6 kenda/ onda noidau a madrads ond dia zwoi kloine kenda . dort

Kinder unten hineingetan, eine Matratze und die zwei kleinen Kinder dort

7 noigsetzt (...) etz semmir gonga gonga gonga . etz isch des abbor

reingesetzt (...) Jetzt sind wir gegangen, gegangen, gegangen. Jetzt ist es aber

8 schdockfinschd/faischdr worda . dr himml ieberlofa ganz faischdr

stockfinster geworden. Der Himmel überlaufen, ganz finster

9 worda . etz hemmir dr weag valora . mir mit derra kischd . dia

geworden. Jetzt haben wir den Weg verloren, wir mit dieser Kiste, diesen

10 schlitta nous aus'n weag nouskomma . mir hend de schnai

Schlitten, raus aus dem Weg, herausgekommen. Wir haben den Schnee

11 mitgschloift so wi a buldosa so semmir fort mit denne kinda dort

mitgeschleift, so wie ein Bulldozer, so sind wir fort mit

den Kindern. Dort

12 uff derra schdepp . und  
dort isch doch so gwea . d'lait  
hen ihr

auf dieser Steppe, und  
dort ist es doch so gewesen:  
Die Leute haben ihre

13 fenschderla  
zuagschdoppt mit schdrau .  
do hot mer koin liacht gsea.  
Fensterlein zugestopft  
mit Stroh. Da hat man kein  
Licht gesehen.

Das Schwäbische - in der Ukraine wie auch in Transkaukasien - war in besonderem Maße Untersuchungsgegenstand der Sprachstudien Schirmunskis. Am Schwäbischen (und auch am Oberhessischen) entwickelte Schirmunski seine Theorie der „primären“ und „sekundären“ Dialektmerkmale, nach der im Kontakt mehrerer Dialekte die am weitesten vom Hochdeutschen abweichenden Merkmale verdrängt würden: Bei den auffälligsten (primären) Merkmalen setze sich die dominante Varietät durch und verdränge die rezessive, während bei weniger auffälligen (sekundären) Merkmalen eine Mischung beider Dialekte stattfände. Unter dem Einfluß der hochdeutschen Standardsprache oder der im Schwarzmeergebiet vorherrschenden fränkischen Dialekte seien entferntere Varietäten, wie das Schwäbische und das Oberhessische, aufgrund ihrer Auffälligkeiten verdrängt worden und zu „neu-schwäbischen“ und „neu-hessischen“ Mundarten umgebildet worden (Schirmunski (1930), S. 118). Diese Erklärung betrifft allerdings nur die rein sprachliche Grundlage von Mischungsrichtungen und wird häufig modifiziert, zum Beispiel durch das Prestige eines Dialekts oder durch die Sprecheranzahl.

Das Schwäbische, das in Transkaukasien in den deutschen Weinbauerndörfern gesprochen wurde, die zur Winzergenossenschaft „Konkordia“ gehörten, sei nach Schirmunski stark vom Hochdeutschen beeinflusst gewesen und hätte viele seiner „primären“ Eigenschaften verloren (Derselbe (1928), S. 58f). Einige Merkmale dieser schwäbischen Varietäten -

wie zum Beispiel die *Nasalierung* (*wäi* 'Wein'), *-scht* für hochdeutsches *-st* (*koschtet* 'kostet'), die Endung *-a* (*trinka* 'trinken'), *oi* für hochdeutsches *ai* (*veroinigung* 'Vereinigung') - seien an der folgenden kurzen Sprachprobe dargestellt (Erzählung des rußlanddeutschen Schriftstellers Ewald Katzenstein, Barnaul, geboren Anfang der zwanziger Jahre im Kaukasus. Aufnahme Rosenberg 1992. Transkription Rosenberg 1997) :

### **Sprachprobe: Schwäbischer Dialekt II (Kaukasus/Altaj)**

1	dia däitsche dia send wäibaure gwea . dia hend ihre wingert/ihre Die Deutschen, die sind Weinbauern gewesen. Die hatten ihre Weingärten
2	wäigärta/ihre wingert . dort also gbaut . also die send dort also gebaut (angepflanzt), also die sind
3	arg räich gwea denn der wäi der koschtet geld und elle wellet e sehr reich gewesen, denn der Wein, der kostet Geld, und alle wollen ein
4	bissle wäi trinka (...) oder des hängt davön ab was fir e bißchen Wein trinken (...),oder das hängt davon ab, was für einen
5	geschmack d'läit hend abr wäi wellet se elle und no isch do Geschmack die Leute haben. Aber Wein wollen sie

alle, und nun ist da

6 so e organisation gwea konkordia . hend ihr von dera ghert . noi .

so eine Organisation gewesen: „Konkordia“. Habt Ihr von der gehört? Nein?

7 ja, also dui konkordia des isch so e veroinigung dr wäibaura gwea .

Ja, also, die Konkordia, das ist so eine Vereinigung der Weinbauern gewesen

8 (...) ja . also dia hend ihren wäi dort dere konkordia gen und dui

(...) Ja, also, die haben ihren Wein dort dieser Konkordia gegeben, und die

9 konkordia hat dera wäi kupaschiert in flasche verpackt und hot se

Konkordia hat diesen Wein „kupaschiert“, in Flaschen verpackt, und hat sie

10 in dr ganze Welt verkauft . au in Däitschland.

in der ganzen Welt verkauft, auch in Deutschland.

„Reine“ Dialekte aus dem binnendeutschen Sprachraum sind selten erhalten geblieben. Hugo Jedig, der seit 1960, als dies wieder möglich wurde, die dialektologische Arbeit von Dinges, Schirmunski und Dulson erst in Tomsk, dann in Omsk fortführte, nennt sechs solcher vergleichsweise „reiner“ Dialekte, die bis in unsere Tage überdauerten: das Nordbairische (im Altaj-Gebiet),

das Österreichisch-Bairische (in der Karpato-Ukraine), das Oberhessische (im Omsker Gebiet), das Schwäbische (in Kasachstan und Tadschikistan), das Niederdeutsch der Mennoniten (im Orenburger Gebiet; im Altaj, im Omsker und Nowosibirsker Gebiet in Westsibirien; in Kasachstan, Kirgisien und Tadschikistan,) sowie das Wolhyniendeutsche (in Westsibirien und Kasachstan) (Jedig (1986), S. 77f.).

Die *ostniederdeutsche Varietät der Mennoniten* in der Chortitzer und Molotschnaer Kolonie im Schwarzmeergebiet, an der Wolga, später auch im Orenburger Gebiet und in Westsibirien (besonders in der Altaj-Region), gehörte zu den Varietäten, die sich in ihren Kerngebieten weitestgehend unvermischt bis heute erhalten haben. Allerdings kam es zu Mischungen zwischen den erwähnten beiden Hauptvarietäten, der Chortitzer und Molotschnaer, wobei die Molotschna-Varietät schon in der Ukraine als prestigeträchtiger betrachtet wurde und sich auch in den Tochterkolonien meist durchsetzte. Jedoch war diese Dominanz nicht vollständig und folgte auch nicht völlig der Theorie der primären und sekundären Dialektmerkmale Schirmunskis, wie Hugo Jedig in seinen Untersuchungen zur niederdeutschen Varietät im Altaj nachweisen konnte: Von der eigentlich „rezessiven“ Chortitzer Varietät blieben bei dialektaler Mischung gerade solche „auffälligen“ Merkmale erhalten wie die Aussprache des niederdeutschen *k* als *tj* (*ätj* für *äk/ick*, 'ich') und der Umlaut *früü* für *fruu* ('Frau'), *hüüs* für *huus* ('Haus') (Derselbe (1966)).

Die niederdeutsche Varietät der Mennoniten hatte sich aufgrund der konfessionellen, administrativen, wirtschaftlichen und schulischen Eigenständigkeit dieser Gruppe immer als besonders resistent gegen äußeren sprachlichen Einfluß gezeigt. Die Mennoniten hatten in Westpreußen ihre ursprünglich gesprochenen niederländisch-friesischen Varietäten aufgegeben und die ost-niederdeutsche Varietät ihrer westpreußischen Nachbarn als Alltagssprache angenommen. Allerdings wurde der Gottesdienst auf Hochdeutsch abgehalten, und diese Sakralsprache wurde - für die eingeschränkten Zwecke des religiösen Gebrauchs - auch über das eigene Schulwesen stets an die Kinder weitergegeben. Hochdeutschkenntnisse gehörten auch in Rußland immer zur Sprachkompetenz der Mennoniten, die die anderen Sprecher deutscher Varietäten hierin meist weit übertrafen. Die Hochdeutschkompetenz führte nicht zur

Verhochdeutschung des „Plautdietschen“. Hochdeutsch und Niederdeutsch hatten viel-mehr jeweils ihren zugewiesenen Platz im Rahmen eines Sprachvariationssystems mit klarer Funktionszuweisung. Darüber hinaus unterstützte natürlich auch der sprachliche Abstand des Niederdeutschen von allen anderen deutschen Varietäten die Resistenz gegen sprachliche Mischung: Der Kontrast des von allen Altersgruppen gesprochenen Niederdeutschen der Mennoniten zu den anderen deutschen Varietäten stellte die einzige echte „Sprachbarriere“ dar, die auch eine „Verständnisbarriere“ bedeutete und sich allem dialektalen Ausgleich stets widersetzte.

Eine „Plautdietsch“-Probe aus der heutigen Zeit zeigt einige Merkmale dieser für viele schwer verständlichen Varietät der Rußlandmennoniten - wie zum Beispiel *ü* für hochdeutsches *u* (*nü* `nun'), *a* für hochdeutsches gesprochenes *ä* (*latzte* `letzte'), *tj* für hochdeutsches *k* (*mejlichtjete* `Möglichkeiten') (Niederdeutsch-Sprecherin, Barnaul, geboren 1972 im Slavgorodskij Rajon (heute: deutscher Rayon Halbstadt). Aufnahme Rosenberg 1992. Transkription Rosenberg/G. Klassen 1993):

### **Sprachprobe: Niederdeutsch der Rußlandmennoniten (Altaj)**

1 mine ellere sin nich  
jleebich en nü en de . schon  
`n . latzte johre

Meine Eltern sind nicht  
gläubig, und nun schon in  
den letzten Jahren

2 wurdet beter (det) mit  
perestrojka verbunge un . de  
.. habe nu

wurde es besser, (das),  
mit der Perestrojka  
verbunden, und die haben  
nun

3 meuer ok  
mejlichtjeit/mejlichtjete aso .

sind se/ im darp de  
mensche  
auch mehr Möglichkeiten,  
also sind im Dorf die  
Menschen

4 zwisch/twischen sich  
dichter jeworde de jläibje mit  
de nichjläibje  
einander  
nähergekommen, die  
Gläubigen und die  
Nichtgläubigen.

Der Dialektausgleichsprozeß in den ersten hundert Jahren der Siedlungsgeschichte hatte zu Mischdialekten geführt, die die Verständigung in den Dörfern ermöglichten. Ein einheitliches „Rußlanddeutsch“ hatte sich nicht herausgebildet.

Auch *regionale Umgangssprachen* (im Sinne etwa eines einheitlichen „Wolgadeutschs“) waren nur in Ansätzen entstanden: Solche Ansätze sind in neuen räumlichen Strukturierungen zu sehen, die an der Wolga dazu führten, daß man ein nördliches von einem südlichen Gebiet unterscheiden konnte: Georg Dinges verweist auf der Grundlage seiner Erhebungen auf eine Zweiteilung des wolgadeutschen wortgeographischen Kartenbildes, das eine nördliche Gruppe oberhalb von Pokrowsk und eine südliche Gruppe am Fluß Tarlyk und auf der Bergseite zeige: In der nördlichen Gruppe würde zum Beispiel für 'Gurke' *gurk* (oder *gurke, gork, gorke, gark*) verwendet, unabhängig davon, welche Bezeichnung in diesen Dörfern ursprünglich vorhanden war. In der südlichen Gruppe sind die ursprünglich vorhandenen Bezeichnungen *gummer* (oder *gommer, gagummer*), die im Norden verdrängt wurden, noch vorhanden. Die Erklärung dieser Zweiteilung sah Dinges im städtischen Einfluß des „eine ostmitteldeutsche Mundart redenden Marxstadt“ (ehemals Katharinenstadt) und in der Verkehrseinheit der nördlichen Gruppe, die durch die „kleinrussischen“ Siedlungen bei Pokrowsk von den anderen wolgadeutschen Kolonien abgetrennt sei ( Dinges (1927)).

Allerdings ist nicht zu übersehen, daß die überörtlichen Neustrukturierungen der wolgadeutschen Sprachlandschaft sich wesentlich auf den Wortschatz beziehen, der - insbesondere soweit es sich um Wörter handelt, die sich über den Marktverkehr verbreiteten - am sensibelsten und dynamischsten auf Veränderungen in den Kommunikationsverhältnissen reagiert und Ausgleichsvorgänge am schnellsten widerspiegelt.

Die sprachliche Ausstrahlung der *Städte* in den ländlichen Raum trug, wie von Dinges dargestellt, zur Verbreitung kleinregionaler Verkehrsvarietäten, aber in späterer Zeit auch standardnaher Varietäten und des Russischen bei. Die Ausstrahlung städtischer Umgangssprachen findet allerdings für die rußlanddeutschen Siedlungsgebieten ihre deutliche Grenze in der geringen Anzahl „zentraler Orte“. An der Wolga beispielsweise hat es 1912 sechs „Städte“ mit 10.000 oder mehr Einwohnern gegeben: Balzer, Katharinenstadt, Frank, Norka, Grimm, Huck (hinzu kamen Seelmann und Jagodnaja Poljana mit 8000-9000 Einwohnern). Die Einwohnerzahl sagt jedoch noch wenig über einen „städtischen“ Charakter dieser Orte aus. Die Dörfer an der Wolga waren (durch das früh übernommene russische agrarische Umteilungssystem mit geringerem Zwang zur Bildung von Tochterkolonien) sehr viel größer als in der Ukraine oder anderenorts.

Zentralörtliche Funktionen hatten nur wenige der größeren Ortschaften, an der Wolga etwa Balzer und Katharinenstadt. Engels (ehemals Pokrowsk), die Hauptstadt der Wolgarepublik, hatte diesbezüglich geringere Bedeutung. Die Stadt war nur zu einem kleineren Teil von Deutschen bewohnt und wurde im Volksmund als „Kosakenstadt“ bezeichnet.

Die Verstädterung, also der Anteil von Stadtbewohnern an der Gesamtbevölkerung, unter den rußlanddeutschen Kolonisten war generell gering: Sie betrug nach den Daten der Volkszählung von 1897 im Wolgagebiet 3,63 Prozent (bei einer Bevölkerung von 390.864 Deutschen), im Schwarzmeergebiet 6,23 Prozent (bei 377.798 Deutschen), in Wolhynien 1,17 Prozent (bei 171.331 Deutschen). Es handelte sich also um eine weitgehend dörfliche Bevölkerung. Die Sozialstruktur weist auf überwiegend agrarische Berufe hin: Der Anteil der Bauern an der Gesamtbevölkerung

betrug im Wolgagebiet 98,42 Prozent, im Schwarzmeergebiet 86,93 Prozent, im Kaukasus 81,49 Prozent (in Wolhynien jedoch nur 64,02 Prozent).

Während städtische Umgangssprachen angesichts der ländlichen Struktur der rußlanddeutschen Siedlungsgebiete nur von geringer Bedeutung waren, ergab sich eine gewisse Vereinheitlichung in den dialektalen Strukturen häufig jedoch aus der *konfessionellen Gliederung*: „Es ist in ziemlich zahlreichen Fällen ein Unterschied zwischen dem Wortschatze der katholischen und der protestantischen Dörfer zu bemerken“ (Ebenda). Ein solcher Unterschied zwischen dem „Katholischen“ und dem „Lutherischen“ zeigte sich an der Wolga zum Beispiel in der Bezeichnung „plaudern“ in den katholischen (hessisch oder pfälzisch sprechenden) Ortschaften der Bergseite gegenüber „schwätzen“ in den meisten protestantischen Dörfern. Gründe für die Bildung dieser neuen Gemeinsamkeiten lagen in einem engeren wirtschaftlichen Verkehr und vor allem der Heirat innerhalb der eigenen Konfession, auf die auch Schirmunski für das Schwarzmeergebiet hinweist. Noch heute finden wir die Bezeichnungen, jemand spreche „Katholisch“ oder „Lutherisch“.

Wie stand es nun - angesichts der Dialektvielfalt - um die Verbreitung der *hochdeutschen Standardsprache* bei den Rußlanddeutschen? Der wichtigste unterstützende Faktor des Hoch-deutschen war die *Schule*. Zwar sprachen auch die Lehrer oft ein dialektal gefärbtes Deutsch, doch stand dieses dem Hochdeutschen näher als die lokalen Ortsdialekte, die sonst im Dorf üblich waren. Gemessen an der russischen bzw. ukrainischen Umgebung war die Elementarschulbildung der Deutschen zu jener Zeit weit überdurchschnittlich.

Das Schulsystem der Deutschen war in der Frühzeit dem russischen deutlich überlegen. Einschränkungen müssen jedoch hinsichtlich höherer Schulabschlüsse (oberhalb der Elementarschulbildung) gemacht werden, wo Deutsche und Russen ähnlich niedrige Werte zeigten. Dies gilt für das gesamte 19. Jahrhundert. Die Alphabetisierung war besonders unter den Lutheranern hoch, unter den Katholiken niedriger. Die Mennoniten hatten traditionell eine überdurchschnittliche Schulbildung. Die Bildungsspezifik der Wolgadeutschen innerhalb der gesamten deutschen Bevölkerung Rußlands läßt sich nach den Ergebnissen

der Volkszählung von 1897 folgendermaßen kennzeichnen: Es handelte sich um eine agrarische Bevölkerung mit hoher Alphabetisierung, aber vergleichsweise wenigen Absolventen einer höheren Schulbildung und den niedrigsten Russischkenntnissen unter allen Deutschen des Russischen Reiches.

Auch die *Kirche* hat bei der Verbreitung des Hochdeutschen eine Rolle gespielt: Die protestantischen Pfarrer - so wird gelegentlich in zeitgenössischen Quellen berichtet - hätten sich scharf gegen die Dialekte ausgesprochen. Die Geistlichen kamen in den meisten Fällen nicht aus den Dörfern selber, sondern sie wurden in vielen Fällen in Deutschland, in der Schweiz und seit 1802, dem Gründungsjahr, an der Universität zu Dorpat ausgebildet ( Vgl. unter anderem Warkentin (1992), S. 33). Da bis zum Ersten Weltkrieg keine Trennung zwischen Kirche und Schule existierte und die Kirche auch die schulischen Funktionen übernahm, war hier ein Einfluß auf die Gesamtbevölkerung in bezug auf das Hochdeutsche festzustellen.

Eine gewisse Verbreitung des Hochdeutschen unter den Schülern war also gegeben. Zumindest hat sich der hochdeutsche Einfluß in einer „Diglossie“ ausgewirkt, also einem Prestigegefälle zwischen Hochdeutsch und Dialekten mit getrennten Verwendungsbereichen, die offenbar auch eine Geringschätzung der Ortsdialekte bei den höheren Sozialschichten beinhaltete. Dinges verweist darauf, daß „alle gebildeten Leute im Dorfe und auch in der Stadt glauben, daß unsere Bauernsprache eine verdorbene Sprache sei“ (Dinges (1923), S. 60f.).

Im Großen und Ganzen jedoch war bei allem sprachlichen Ausgleich in den einzelnen Orten und allem Hochdeutscheinfluß die immer noch gegebene dialektale Vielfalt das herausragende Kennzeichen der rußlanddeutschen Siedlungen, die es nicht zur Herausbildung regionaler oder gar überregionaler Verkehrssprachen kommen ließ. Dazu war die Zeit zu kurz sowie die Abgeschlossenheit der Kolonien und die immer noch gegebene Verschiedenheit der Dialekte zu groß: Die Deutschen in Rußland haben Kolonien gebildet, jedoch nie eine einheitliche Sprachgemeinschaft.

### **Sprachkontakte zur russischen Bevölkerung**

Der Kontakt zur russischen Umgebung war in der Frühzeit äußerst

spärlich und beschränkte sich auf Handelskontakte und bestimmte Dienstleistungen. Zum Beispiel besaßen die Deutschen nicht zufällig eine Reihe von russischen Lehnwörtern für Gegenstände der Holzbearbeitung. In den ersten Jahren der Besiedlung an der Wolga wurden Holzarbeiten und das Pflügen der Brache von russischen Zimmerleuten und Saisonarbeitern geleistet. Später wurden russische Lehrjungen bei deutschen Bauern aufgenommen, insbesondere im Schwarzmeergebiet, seltener an der Wolga.

Interessanterweise bekamen die meisten der deutschen Dörfer an der Wolga nach ihrer Gründung russische Namen: 84 Dörfer erhielten russische und nur 18 Dörfer deutsche oder französische Namen (Vgl. Berend, Jedig (1991) S. 47). Erst später wurden sie deutsch benannt. Die russischen Ortsnamen waren zumeist Landschaftsnamen oder Ableitungen aus Personennamen von russischen Großgrundbesitzern.

Georg Dinges hatte bereits 1917 über den frühen russischen Einfluß in den Mundarten der deutschen Kolonisten der Gouvernements Samara und Saratow gearbeitet. Er stellte anhand schriftlicher Zeugnisse etwa 800 Entlehnungen aus dem Russischen zusammen, ohne sich allerdings über die Häufigkeit zu äußern, mit der diese Lexeme in der Sprache der Rußlanddeutschen auftraten. Die Lehnwörter, vor allem aus dem 18. und 19. Jahrhundert, betreffen die Bereiche des Handels und Gewerbes, des neuen Lebens der Wolgadeutschen in der russischen Umwelt und des offiziellen Staatslebens. Die Gründe der Entlehnungen sind vielfältig: Entlehnungen sind teils rational motiviert, indem neue Begriffe für neue Dinge gefunden werden mußten, teils emotional-stilistisch motiviert, indem aus Prestigegründen fremdes Wortgut verwandt wurde. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß bereits früh eine Russifizierung der Eigennamen stattgefunden hat; es wurden insbesondere die ans Russische angepaßten Vatersnamen („Georg Genrichowitsch“) verwandt, aber auch deutsche Vornamen russifiziert („Grigorij“). Bereits früh wird auch darauf verwiesen, daß die Wolgadeutschen russische Schimpfwörter verwandt hätten, ein Phänomen, das bis heute fortbesteht. Bereits früh soll „ein Anstrich von russischer Mentalität in der gesamten Lebensweise der Wolgadeutschen“ vorhanden gewesen sein; der Einfluß der russischen Kultur war jedoch dank der kompakten Ansiedlung der Deutschen viel zu

gering, um das Deutsche zu verdrängen (Vgl. ebenda, S. 48).

Während die Deutschen, die sich in den Städten ansiedelten, in regelmäßigen Sprachkontakt zur russischen Bevölkerung traten, blieben diese Kontakte auf dem Lande in der Frühzeit marginal. Eine gewisse Ausnahme stellten hier die örtlichen „Eliten“ dar, die regelmäßige administrative Kontakte zu russischsprachigen Behörden unterhielten, an der Wolga zum Beispiel zum „Deutschen Kontor“, dem Saratower Büro der Petersburger Vormundschaftskanzlei, die in verstärktem Maße in die Kolonien „hineinzuregieren“ versuchte. Der Kontakt mit dem Kontor selbst ließ sich jedoch zum Teil in deutscher Sprache abwickeln, da neben Russen auch Deutsche zum Kontor gehörten, das 1782 aufgelöst, 1797 wiedereröffnet wurde und bis 1876 existierte. Diese notwendigen Verwaltungskontakte betrafen aber keineswegs die Mehrheit der Dorfbevölkerung.

Selbst unter den Dorfschulzen gab es in der frühen Periode der Besiedlung und offenbar auch noch längere Zeit danach nur sehr wenige Deutsche, die des Russischen mächtig oder überhaupt nur am Russischen interessiert gewesen wären. Der Zarenberater Karl Hablitz machte im Jahre 1802 nach einer Inspektionsreise an die Wolga den Vorschlag, in jedem Dorf Waisenkinder als Russischdolmetscher für den Dorfschulzen oder Bürgermeister auszubilden, ein Vorschlag, der sich jedoch nicht durchsetzte, weil in fast keinem Dorf hieran Interesse bestand (Vgl. Bourret (1986), S. 166ff.).

Erst das Dekret vom 4. Juni 1871, mit dem die Sonderrechte der deutschen Kolonisten aufgehoben wurden, leitete eine Periode der schrittweisen *Russifizierung der öffentlichen Sprachdomänen* ein:

Wenn auch nicht alle administrativen Maßnahmen, die mit den „Großen Reformen“ Alexanders II. verbunden waren, in vollem Umfange durchgeführt worden sind, so ist dennoch von nun an für bestimmte gesellschaftliche Bereiche bis zu einem gewissen Grade von einer Integration der Deutschen in die russische Verwaltung zu sprechen. Dies gilt für das Militär, für die Administration und für Teile des Schulwesens. Alle drei Bereiche brachten eine gewisse Zunahme des Sprachkontakts zur russischen Umgebung mit sich:

Die Einführung der *Wehrpflicht* für die Kolonisten bewirkte, daß

unter den nun zahlreicher eindringenden russischen Lehnwörtern eine beträchtliche Zahl aus dem Militärwesen stammte. Die Teilnahme von etwa 100.000 Kolonisten-Soldaten am Ersten Weltkrieg und insbesondere die Umwälzungen der Revolution führten zu einer raschen Zunahme von russischen Formen in der Sprache der Deutschen: Von 1500 Entlehnungen aus dem Russischen, die F. Schiller 1929 für das Wolgagebiet zusammenstellte, waren zwischen 1764 und 1914 nur 800 Wörter aufgenommen worden, in der kurzen Zeitspanne von 1914 bis 1919 jedoch 700. Die Hälfte der 1.500 Entlehnungen ist allerdings später wieder außer Gebrauch gekommen, da die bezeichneten Gegenstände unüblich wurden. Russische Wörter wurden jedoch nach wie vor in deutscher Aussprache verwandt. In der Rede eines Dorfvorstehers aus dem Jahr 1916 hieß es zum Beispiel: „Ihr Laid! Haid is’n Brigas kum fum Voinskrnaèalnik“ („Ihr Leute! Heute ist ein Befehl gekommen vom Militärchef“) (Schiller (1929), S. 71f. ).

Die Unterstellung der deutschen Kolonien unter die russische *Verwaltung* nach 1871 zog einen stärkeren Übergang der Verwaltungssprache zum Russischen nach sich. In der Verwendung des Russischen läßt sich von nun an eine zunehmende „funktionale Diglossie“ feststellen, eine Funktionsaufteilung zwischen dem Deutschen und dem Russischen mit klar getrennten Verwendungsbereichen: Während die dörfliche Alltagssprache das Deutsche (in seinen Dialekten) war, gingen die Verwaltungsinstitutionen, das heißt ein bestimmter Öffentlichkeitsbereich, nach und nach zum Russischen über. Seit 1878 sind die Dorfurkunden in russischer Sprache verfaßt. Russisch wird die Sprache vor Gericht (Vgl. Manykin (1992), S. 17.). Die Postsprache war ohnehin das Russische.

Seit 1881 waren auch die rußlanddeutschen *Schulen* formal dem russischen Ministerium für Volksbildung unterstellt. In der Folge wurden die Gemeinden unter anderem verpflichtet, Russischlehrer anzustellen. 1891 wurde auch den deutschen Schulmeistern aufgegeben, binnen zwei Jahren das russische Volksschullehrerexamen abzulegen und fortan auf Russisch zu unterrichten. Als Unterrichtssprache sollte nur noch das Russische dienen (Vgl. Manykin (1992), S. 19, und Warkentin (1992), S. 37.) . In der Realität ließ sich jedoch eine Russifizierung der Schulen nicht durchsetzen. Vor allem die dörflichen Gemeindeschulen blieben

weitgehend beim Deutschen.

Der aufkommende Nationalismus löste jedoch zunehmende öffentliche Auseinandersetzungen aus, die sich häufig auf den Sprachunterricht in der Schule richteten: Von russischer Seite wurde den Deutschen ein „Pangermanismus“ besonders im Schulwesen nachgesagt. In der „Deutschen Volkszeitung“ erschienen umgekehrt in den Jahren 1909 bis 1913 zahlreiche Artikel gegen eine „Russifizierung der deutschen Kolonisten und ihrer Sprache“ (Vgl. Manykin (1992), S. 7). Auch hier spielte die Schule eine besondere Rolle in der Argumentation.

Auseinandersetzungen dieser Art kulminierten in der Zeit kurz vor dem und während des Ersten Weltkrieges. 1915 erließ der Samaraer Gouverneur eine Verordnung, die die Verwendung der deutschen Sprache in der Öffentlichkeit untersagte und mit einer Strafe von 3000 Rubeln oder drei Monaten Gefängnis belegte (Nach einem Artikel des Volkskommissars für Aufklärung A. Weber in den NACHRICHTEN von 1934; vgl. Manykin (1992), S. 18). Nach der gleichen Quelle soll es bereits in den Jahren 1905 bis 1907 zu Verbrennungen russischer Bücher und zur Vertreibung von Russischlehrern in deutschen Dörfern an der Wolga gekommen sein.

Dennoch kann für jene Zeit noch keinesfalls von einer sprachlichen Russifizierung größeren Ausmaßes unter den Rußlanddeutschen gesprochen werden. Die sprachliche Russifizierung war in erster Linie eine Frage der sozialen *Schichtzugehörigkeit*. Dinges verwies auf die Gebildeten im Dorfe, die „immer Russisch“ verwendeten, und erwähnte explizit den „Russenlehrer“, der sich über die Unfähigkeit seiner Schüler, Russisch zu sprechen, „ausgelacht“ habe (Dinges (1923), S. 60).

Der Schriftsteller und Sprachforscher Peter Sinner sah für die Wolga in der Hinwendung der höheren Schichten zum Russischen den Beginn eines allgemeinen Sprachwechsels, der später auch die Allgemeinheit im Dorf erfassen würde: „Seine Muttersprache spricht ja das Volk auf dem Lande noch durchweg, aber nicht etwa deshalb, weil es diese bewußt für wert und teuer hält, sondern weil es die Landessprache nicht beherrscht. Es hebt aber schon mancher an, mit Neid oder Ehrfurcht zu denjenigen Volksgenossen emporzuschauen, die diese Sprache sprechen. Und diese, die sogenannte Dorfintelligenz, Lehrer, Beamte und

dergleichen, die in russischen Schulen etwas Bildung genossen haben, beherrschen die deutsche Kultursprache überhaupt nicht, ihre eigene Mundart verachten sie aber" (Peter Sinner „Ein untergehendes Volkstum? Eine Aussprache", in Wolgadeutsche Monatshefte 6 (1. Dezember 1922), Berlin; nach Warkentin (1992), S. 45f.). Es waren die örtlichen „Eliten", die zuerst zum stärkeren Gebrauch des Russischen übergangen. Bei der Masse der deutschen Dorfbevölkerung wurden einzelne „eingedeutschte" Russizismen in ansonsten deutscher Rede verwandt (*strastje*, russisch *zdraste* 'grüß dich', 'guten Tag'; *baschalesta*, russisch *pozhalujsta* 'danke'), bei den höheren Schichten trat jedoch als weitergehende Erscheinung ein sogenanntes „Code Switching" auf: Es wurde in einer Äußerung abwechselnd Deutsch und Russisch - in deutscher „Färbung" - gesprochen. Ein Grund dafür war ein hohes Sozialprestige des Russischen bei den höheren Sozialschichten.

Wie scharf offenbar die Trennung zwischen der Verwendung des Russischen in der Verwaltungssphäre und dem Dialektgebrauch abseits „öffentlicher Angelegenheiten" war, kommt noch in Ernst Reuters Eröffnungsansprache beim ersten Rätekongreß der deutschen Kolonien des Wolgagebietes am 30. Juni 1918 in Saratow zum Ausdruck: „Die Arbeiter- und Bauernregierung kann es sich nicht leisten, vor Ort weiterhin in unzumutbarem Zustand zu verbleiben, da ihre Anweisungen und Verordnungen, die Diskussionen und der Schriftverkehr in einer Sprache geführt werden, die dem Volke unverständlich ist. Ein Großteil der werktätigen Bevölkerung in den deutschen Kolonien beherrscht nur die deutsche Sprache, und das Ausbleiben einer örtlichen Verwaltung mit deutscher Amtssprache hat dazu geführt, daß die Bevölkerung darin eine Art geheimnisvolle Kunst sehen mußte, der nur wenige Auserkorene - Schreiber, Beamte, Menschen mit höherem Bildungsgrad usw. - mächtig sind ( Nach Hermann (1992), S. 167).

Die ausgeprägte Diglossiesituation mit fester Verteilung der Sprachdomänen des Deutschen und Russischen hatte immerhin dazu geführt, daß das Russische seine - auch später kaum mehr anfechtbaren - Verwendungsbereiche einnahm. Die Sprache des alltäglichen Gebrauchs war jedoch ohne Zweifel die jeweilige dialektale Varietät des Deutschen.

In den Jahren nach der Oktoberrevolution nahm das Deutsche überall einen Aufschwung. Die sowjetische Nationalitätenpolitik verfolgte in den frühen Jahren - dem internationalistischen Ziel der „Weltrevolution“ verpflichtet - noch die Strategie, vor aller Welt zu demonstrieren, daß der Sozialismus auch zur „Befreiung der Nationen von Kolonialismus und Imperialismus“ führe. Hiervon profitierten anfangs vor allem die sogenannten „weniger entwickelten“ Nationen und Völkerschaften, die eine beispiellose Kampagne der Alphabetisierung, der Verschriftung und des „Ausbaus“ ihrer Sprachen erlebten, sowie die Minderheitengruppen, die - wie die Rußlanddeutschen - als „allochthone“ Einwanderergruppen außerhalb ihres Mutterlandes siedelten oder als Grenzminoritäten von ihrer ethnischen Hauptgruppe im Nachbarstaat getrennt lebten.

Die deutsche Sprache und die deutsche Kultur erlebten in den zwanziger Jahren eine unerwartete, vorübergehende Blütezeit: Der Aufbau eines vollständigen deutschsprachigen Bildungswesens, die Gründung von Verlagen und Theatern, die Fülle deutschsprachiger Publikationen stabilisierten die deutsche Sprache und das deutsche Kulturleben in beachtlicher Weise.

Der Aufbau eines einheitlichen staatlichen Bildungswesens förderte naturgemäß die Verbreitung der hochdeutschen „Literatursprache“. Die Alltagssprache in den deutschen Siedlungen verkörperten jedoch immer noch in erster Linie die deutschen Dialekte. Über den Dialekten erhob sich ein Spektrum von mehr oder weniger kleinräumigen Verkehrsvarietäten und einer hochdeutschnahen Schriftsprache, die in den Städten und zentralen Orten der deutschen Siedlungsgebiete verwendet wurden, vor allem von höheren Sozialschichten (besonders im Schwarzmeergebiet) sowie im politischen und administrativen Apparat (besonders an der Wolga).

Wichtig für den Spracherhalt des Deutschen waren jedoch nicht nur die institutionellen Rechte wie etwa die Entscheidung über die Schulsprache, sondern vor allem der Prestigegewinn, der mit diesen Autonomierechten verbunden war. Die Russifizierung der rußlanddeutschen Alltagssprache wurde auf diese Weise - vorübergehend - noch einmal verzögert. Der Einzug des Russischen in die öffentlichen Verwaltungssphären setzte sich hingegen fort und wurde nur dort aufgehalten, wo - wie

insbesondere in der Wolgarepublik, in geringerem Maße aber auch in den zwölf autonomen Rayons und den 550 deutschen Dorfsowjets (außerhalb der Wolgarepublik) - Autonomierechte auf niedrigerer Hierarchiestufe existierten (Vgl. Eisfeld (1991), S. 14).

Langfristig war jedoch den Bemühungen um eine Bewahrung der deutschen Sprache kein Erfolg beschieden. Zwar war und blieb die Sowjetunion auch in den Verfassungen von 1924 und 1936 ein Vielvölkerstaat, und dies sicherte den nichtrussischen Ethnien einen größeren nationalitäten- und sprachenpolitischen „Überlebensraum“ als in anderen multiethnischen Staaten (wie etwa den USA). Jedoch arbeiteten alle politischen und gesellschaftlichen Prozesse der Modernisierung, der Migration (einschließlich des „Exports“ russischer Spezialisten in die sibirischen und mittelasiatischen Entwicklungsgebiete), des Aufbaus eines einheitlichen Staatsapparats und der „Unifizierung“ der sowjetischen Gesellschaft auf eine umfassende Russifizierung hin. Dem Druck durch die Quasi-Staatssprache Russisch konnten sich auch die Rußlanddeutschen nicht entziehen. Mit der „Sowjetisierung“ der Gesellschaft wuchs der Einfluß des Russischen in einer diskontinuierlichen Entwicklung, die in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre ihren Wendepunkt erreichte.

Der seit 1933 öffentlich ausgetragene Kampf gegen den „Nationalismus“ in der Sprachenfrage, der die „Korenisierung“ zur „Verdeutschung“ der Verwaltungssprache ablöste, deutet das Ende der vorübergehenden Blüte des Deutschen an. Seit der ersten Konferenz zur „Sprachpolitik der Wolgadeutschen Republik“, begonnen am 24. Februar 1933, nehmen die Bemühungen um eine Russifizierung über die Administrationssprache hinaus drastisch zu: In zunehmend schärferem Ton wird die geringe Verbreitung von Russischkenntnissen unter der Dorfbevölkerung gerügt. Zum Beispiel träten viele Kinder in die höhere Mittelschule ein, „ohne auch nur elementarste Kenntnisse in der russischen Sprache im Lesen, Schreiben und in der mündlichen Rede zu haben. ... Sie verstehen nicht die einfachste Rede des Lehrers. Manche von ihnen besitzen einen aktiven Wortschatz von kaum 40 - 50 Wörtern.“ Im Seelmanner „Pädtechnikum“, der Pädagogischen Fachoberschule, gebe es zum Beispiel nur zehn russische Lehrbücher für 238 Studenten (NACHRICHTEN vom 15.11.1934; vgl. Manykin (1992), S. 36). Es nimmt nicht wunder, daß sich die

Bemühungen um eine Aufwertung des Russischen zuvorderst gegen die Dialekte und ihre Wertschätzung richteten.

Als unmittelbarer Gegner in dieser Auseinandersetzung wurden die wolgadeutschen Dialektforscher gebrandmarkt: „Die örtlichen Nationalisten nehmen Einstellung ausschließlich auf die Mundarten, propagieren und idealisieren sie. ... Dinges, einer der nationaldemokratischen Sprachforscher, hat ganz offen die indogermanische (faschistische) Sprachtheorie propagiert" (Weber in NACHRICHTEN 21.5.1934; vgl. Manykin (1992), S. 34).

Dinges, Sinner und andere wurden in der Öffentlichkeit als „Konterrevolutionäre" diffamiert, da sie angeblich „systematisch, offen und geheim gegen die Erlernung der russischen Sprache auftraten, dieselbe als Unterrichtsfach ignorierten und die Aneignung derselben durch die Schüler bewußt hemmten" (Weber in NACHRICHTEN 16.11.1934; vgl. Manykin (1992), S. 36). Dies waren die Totschlag-Wörter, denen sich Dinges und Sinner während ihrer Verhöre gegenübersehen. Georg Dinges war zum Zeitpunkt dieser öffentlichen Diffamierungen bereits mehr als zwei Jahre tot. Über den Verbleib und das Todesdatum von Peter Sinner ist nichts bekannt. Er war mit Dinges am 1. Februar 1932 zu drei Jahren „Konzlager" verurteilt worden. Andreas Dulson ist 1941 deportiert worden; er arbeitete danach lange Jahre als herausragender Sprachwissenschaftler auf anderem Gebiet weiter und erforschte die kleinen Sprachen Sibiriens, insbesondere das Ketische, eine Sprache sibirischer Ureinwohner am Jenissej von (zu dieser Zeit) noch 700 Sprechern. Er starb 1973 in Tomsk. Auch Viktor Schirmunski ist dreimal verhaftet worden. Eine Rolle spielte dabei auch seine Beschäftigung mit den deutschen Mundarten und die Leitung der Leningrader Arbeitsstelle, die 1931 aufgelöst wurde. Schirmunski mußte die Forschung 1933 abbrechen, was ihm auf seinem ersten literaturwissenschaftlichen Forschungsgebiet, dem russischen Formalismus, bereits widerfahren war. Erst 1956 konnte er sein großes Werk über die „Deutsche Mundartenkunde" veröffentlichen, freilich ohne ein Kapitel zu den rußlanddeutschen Dialekten, anhand derer er viele seiner Erkenntnisse gewonnen hatte.

Die Forschungsgeschichte der rußlanddeutschen Dialektologie ist auf tragische Weise verbunden mit dem Schicksal der Rußlanddeutschen selbst. Von der Diffamierung der Sprachforscher, die sich mit den rußlanddeutschen Dialekten

beschäftigten, war es nicht weit bis zur Verhaftung dieser „Nationalisten“ und schließlich zur Deportation der gesamten deutschen Bevölkerung, deren Sprache zur „Sprache der Faschisten“ erklärt wurde (Vgl. Buchsweiler (1987)).

## **Die Sprachentwicklung seit dem Zweiten Weltkrieg**

Die Deportationen lösten die wichtigste Existenzgrundlage der deutschen Sprache in der Sowjetunion auf: die geschlossene deutsche Siedlung. Insofern waren die Deportationen die entscheidende Zäsur auch in der Sprachentwicklung der Rußlanddeutschen. Hiermit verbunden war die Stigmatisierung des Deutschen unter dem „Faschismus“-Vorwurf, der ein Übriges tat - auch in den nicht von Deportationen betroffenen Siedlungen in Sibirien und Mittelasien. Auch wenn - selbst in den Lagern - noch Deutsch gesprochen wurde, der Sprachstatus des Deutschen war nun insgesamt von einer extremen Diglossiesituation geprägt: Das Deutsche galt als „Sprache der Faschisten“, die in einer nicht-deutschen Öffentlichkeit krass stigmatisiert war.

Eine Scheidung zwischen „öffentlichen“ und „nicht-öffentlichen“ Sprachdomänen spielt auf dem Dorfe in der Regel keine so bedeutende Rolle wie in der Stadt. Dies traf auch auf die oben erwähnte Situation in den Siedlungen der rußlanddeutschen Bevölkerung zu: Im heimischen Dialekt konnte man mit (fast) jedermann sprechen. Die Deportationen veränderten diese Lage jedoch grundlegend: Die Deportationen und die Weiterwanderungen (nach der Aufhebung der Sondersiedlung 1956) machten die „Mischsiedlung“ zur Regel, in der Deutsche mit einer anderssprachigen Bevölkerung zusammenlebten. Damit war auch im Dorfe die Notwendigkeit der Verwendung der russischen Sprache entstanden. Hierdurch und durch die wirtschaftliche und administrative Zentralisierung hatte sich überdies das Dorf auch „strukturell“ verändert: Es war ein „öffentlicher“ Bereich entstanden, der der „öffentlichen“ Sprache, dem Russischen, vorbehalten war.

Soweit die Deutschen die Mehrheitsbevölkerung stellten, führte dies zunächst lediglich zu einer Funktionsaufteilung zwischen dem Deutschen und Russischen. Diese hatte - wie oben dargelegt - bereits vor dem Kriege eingesetzt, betraf aber in erster Linie diejenigen, die durch Beruf und Ausbildung oder politische und

administrative Funktion mit der „Außenwelt“ in sprachlichen Kontakt treten mußten. Häufig aber waren Rußlanddeutsche in wenigen Familien unter eine anderssprachige Mehrheitsbevölkerung verstreut worden. Die heute zugänglichen Dokumente, die detaillierte Informationen über die Deportationsgeschichte enthalten, lassen erkennen, daß dies gezielt geschah, auch um die Existenzbedingungen deutscher Sprache und Kultur aufzulösen (Vgl. Eisfeld, Herdt (1996)). Mit der Zeit - und vor allem als Folge der wachsenden Zahl von Mischehen - ging die Verwendung der deutschen Sprache in diesen Siedlungen immer weiter zurück.

War die Erlernung und Verwendung des Russischen durch die Bildung von Mischsiedlungen und die Entstehung eines öffentlichen (russisch geprägten) Kommunikationsbereichs eine Notwendigkeit geworden, so wurde sie durch die Stigmatisierung des Deutschen als „Sprache der Faschisten“ unabdingbar. Einem formellen Sprachverbot unterlag das Deutsche in der Sowjetzeit nie. Aber sein Gebrauch wurde zu einem „Kainsmal“, zu einem Erkennungszeichen des „verdächtigen Deutschen“, dem man mit Mißtrauen begegnete, der außerhalb der „sozialistischen Völkergemeinschaft“ stand. Dies betraf in besonderem Maße die Deutschen, die in der Stadt lebten. Deutsch in der Öffentlichkeit zu sprechen, im Bus, auf der Straße, auf der Arbeit, war hier nahezu unmöglich. Es war immer mit dem Risiko der „Erkennbarkeit“ und der Ausgrenzung verbunden.

Natürlich betraf ein allgemeiner Rückgang in der Verwendung der nichtrussischen Sprachen auch andere Völker und Nationalitäten. Die russische Sprache war als gemeinsames „zwischennationales“ Kommunikationsmedium für jeden einheitlichen Wirtschafts- und Verwaltungsaufbau notwendig. Die Bewahrung der nichtrussischen Sprachen entsprach andererseits dem gesellschaftlichen Konzept des Vielvölkerstaates, das eine obligatorische Zuordnung zu einem Ethnos voraussetzte. Die Sprache galt dabei seit jeher als eines der wesentlichen Kennzeichen der „Nation“. Eine Schwächung der Nationalsprachen stand insofern im Widerspruch zu diesem Konzept und machte den grundlegenden Antagonismus zwischen dem multiethnischen Charakter der sowjetischen Gesellschaft und ihrer schleichenden Russifizierung deutlich.

Die propagierte „national-russische Zweisprachigkeit“ erwies sich - vor allem für die Völker ohne oder mit nur geringen Territorialautonomierechten - als ein ungleiches Paar: Die russische Sprache wurde im Laufe vor allem der Breschnjew-Zeit zum sprachlichen Medium und Symbol der Modernisierung der sowjetischen Gesellschaft und der Ideologie des „Internationalismus“, der eines der Kernelemente des Konzepts des „Sowjetbürgers“ war. Obwohl Russisch nie formelle Staatssprache war, verdrängte es die anderen Sprachen doch zunehmend aus den öffentlichen Funktionen in Wirtschaft, Verwaltung, Bildung und Kultur. Die obligatorische Einführung des Russischunterrichts in den Hoch- und Fachschulen 1964, markierte einen Meilenstein auf diesem Wege.

Auch die Verordnungen der Bildungsministerien verschiedener Unionsrepubliken über die Einführung eines „erweiterten Deutschunterrichts“ 1957 hatten diesen Prozeß nicht aufhalten können, obwohl damit nach 20 Jahren erstmals wieder die Möglichkeit gewährt wurde, bei entsprechendem Quorum auf Antrag Muttersprachunterricht in deutscher Sprache zu erteilen. Tatsächlich erhielten nur wenige deutsche Schüler die Möglichkeit zur Teilnahme an einem muttersprachlichen Deutschunterricht. Die gesellschaftliche Dominanz des Russischen und das Wissen der Eltern, daß jegliche Bildung Russischkenntnisse erforderte, führten im Gegenteil unionsweit zu einem steten Rückgang der Anzahl unterrichteter Sprachen in den Grundschulen der Sowjetunion, die 1935 bei 80 Sprachen lag, in den siebziger Jahren jedoch nur noch bei 45 (Vgl. Simon (1986), S. 68).

Das Deutsche wurde jedoch ungleich härter als andere Sprachen von der Russifizierung getroffen, da durch die extreme Zwangsmigration der Deutschen die objektive Existenzgrundlage der geschlossenen Siedlungen bis auf wenige Kernregionen aufgelöst war und die Stigmatisierung auch die subjektive Grundlage, das „Sprachprestige“, unterminiert hatte.

Die Heterogenität der Mischsiedlungen, in denen die Deutschen nach dem Kriege zumeist lebten, war darüber hinaus noch in anderer Hinsicht bedeutsam: Im Norden von Kasachstan, der großen Zuzugsregion der Rußlanddeutschen in der Nachkriegszeit, zum Beispiel lebten Deutsche nicht nur gemeinsam mit Russen, Ukrainern, Kasachen, Koreanern und anderen (zumeist)

Russischsprachigen in einem Dorf, sondern auch die deutsche Bevölkerung selbst war äußerst heterogen zusammengesetzt. Deutsche von der Wolga, aus dem Schwarzmeergebiet, von der Krim, aus dem Kaukasus, aus Wolhynien bildeten infolge der Deportation Mischsiedlungen, deren Bevölkerung oft eine Vielzahl von Dialekten sprach. Viele zogen nach den Jahren der „Arbeitsarmee“ und nach der Aufhebung der „Kommandantur“ in die klimatisch wirtlicheren Regionen Mittelasiens weiter, zum Teil in die alten Tochterkolonien oder in neue Orten in deren Nähe. Hierdurch wurden häufig auch die deutschen Siedlungen, in die sie zogen, sprachlich heterogen.

Die Vielzahl von Dialekten, die in den Siedlungen der Deutschen gesprochen wurden, war - wie bereits dargelegt - im Prinzip nichts Neues, sondern geradezu ein Wesensmerkmal der rußlanddeutschen Sprachsituation seit dem Beginn der Kolonisation. Nun jedoch, unter den neuen Verhältnissen einer immer übermächtiger werdenden Dominanz des Russischen und der Zersetzung der „Rückzugsgebiete“ deutscher Sprache und Kultur, schlug der russische Einfluß durch: Während im 19. Jahrhundert ein weitgehender Dialektausgleich in den Siedlungen der Deutschen stattgefunden hatte und - durch deutschen Schulunterricht - auch die deutsche Standardsprache als Verkehrssprache zumindest der höheren Gesellschaftsschichten zur Verfügung stand, löste die sprachliche Heterogenität nun einen beschleunigten Übergang zum Russischen aus.

Die Angaben für „Deutsch als Muttersprache“ sanken folglich für die Rußlanddeutschen in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg kontinuierlich: 1926 hatten noch 95 Prozent der Deutschen in der Sowjetunion Deutsch als ihre Muttersprache angegeben, 1959 waren dies noch 75 Prozent, 1970 nur noch 66,8 Prozent, 1979 57,7 Prozent, 1989 48,7 Prozent. In den Befragungen, die vom Osteuropa-Institut München Ende der achtziger Jahre unter rußlanddeutschen Aussiedlern vorgenommen wurden, zeigte sich eine drastische Abwärtsentwicklung der Angaben zum Deutschen als Muttersprache bei den nach 1956 (bis 1965) Geborenen (Vgl. Hilkes (1988), S. 5). Und selbst diese Angaben drückten eher ein Bekenntnis zur deutschen Kultur- und Sprachgemeinschaft als eine tatsächliche Sprachkompetenz aus.

## **Die gegenwärtige Sprachsituation**

Kennzeichen der Sprache der Rußlanddeutschen ist heute der weitgehende Übergang zum Russischen. Während Russisch bei fast allen verbreitet ist (nach der Volkszählung 1989 bei 96,3 Prozent der Deutschen), sprechen nur die Ältesten noch überwiegend Deutsch, und zwar in Verbindung dialektaler Elemente, zum Teil in einer Form, die in Deutschland kaum noch anzutreffen ist, mit zahlreichen russischen Interferenzen. Die hochdeutsche Standardsprache ist die schwächste der Sprachvarietäten und nur unter älteren rußlanddeutschen Sprechern und unter den Mennoniten stärker verbreitet.

Die Dialekte sind fast ausnahmslos Mischdialekte. Im Zuge der Deportation der Deutschen veränderten und vermischten sich die rußlanddeutschen Varietäten in den heterogen zusammengesetzten Siedlungen der Nachkriegszeit ein weiteres Mal. Die sprachliche Heterogenität der rußlanddeutschen Dorfgemeinschaften wurde zusätzlich verstärkt durch die sowjetische Siedlungspolitik der Bildung von „Zentraldörfern“ und der Auflösung kleinerer Siedlungen, die in den siebziger Jahren (bis etwa 1985) ihren Höhepunkt fand. Dadurch wurden häufig dialektal weitgehend homogene Dörfer aufgelöst und mit Nachbarorten zusammengelegt, die eine andere (deutsche) Varietät sprachen.

Der sprachliche Kontakt zwischen diesen Varietäten dauerte nicht lange genug, um zum Ausgleich zu führen, sondern erreichte maximal noch die Stufe einer individuellen „Mehrdialektalität“, in der die Verständigung dadurch gesichert wird, daß eine (zumindest passive) Kenntnis der anderen Dialekte im Dorf vorhanden ist. Meist aber bewirkt die dialektale Heterogenität solcher Zentraldörfer einen raschen Übergang zum Russischen im Kontakt zwischen den Sprechern verschiedener Dialekte, dem sich nur diejenigen entziehen können, die noch über Hochdeutschkenntnisse verfügen, was bei jüngeren Sprechern in der Regel nur unter den Mennoniten der Fall ist (Dies ist Ergebnis einer Sprachgebrauchsstudie, die zwischen 1991 und 1993 in Dörfern des Altaj unter der gesamten Schuljugend sowie bei etwa 25 Prozent der erwachsenen Bevölkerung durchgeführt wurde. Vgl. dazu Rosenberg (1993), (1994)).

Für die Sprachwissenschaft sind die Varietäten der Rußlanddeutschen auch heute noch aus mehreren Gründen hochinteressant: Sie lassen uns durch ihre sprachliche Mischung die Prozesse, die zur Herausbildung von Verkehrsvarietäten, regionalen „Umgangssprachen“ und auch zu unseren modernen Standardsprachen geführt haben, wie in einem Brennglas nachvollziehen. Hierbei sind insbesondere die Mechanismen von Interesse, die zur Dominanz bestimmter Varietäten und zur Zurückdrängung anderer Varietäten beigetragen haben.

Die rußlanddeutschen Varietäten enthalten zahlreiche „Archaismen“, die im geschlossenen deutschen Sprachgebiet nur noch selten anzutreffen sind, wie etwa die *Schnerch* (‘Schwiegertochter’), das *Luftschiff* (‘Flugzeug’), *nordicht* (‘dann’) oder die Sitte des *Ihrzens* (anstelle des *Siezens* oder *Duzens*) von Eltern und Respektspersonen.

Auch die russischen Interferenzen und Spracheinflüsse sind aufschlußreich: Wortentlehnungen aus dem Russischen betreffen zumeist russische „Realien“ des öffentlichen Lebens, technische Ausdrücke, Bezeichnungen in Kultur, Politik, Wirtschaft. Russische Entlehnungen erstrecken sich aber bereits auf weitere Felder, wie zum Beispiel sogar auf grammatische Funktionen: In der niederdeutschen Varietät der Mennoniten in der Altaj-Region wird zum Ausdruck des Konjunktivs in normaler Rede die russische Konjunktivpartikel („by“) in Form der entlehnten Partikel *be* verwendet: *ätj be moake ...* (‘ich würde ... machen’).

Auffällig in der Sprechweise von Rußlanddeutschen ist generell die häufige Verwendung von russischen Partikeln, die der Gesprächssteuerung und -gliederung, der Hörereinbeziehung, dem Ausdruck der Sprechereinschätzung oder der Interpretation einer Gesprächssituation dienen: *nu vot* (etwa „na also“), *no konecno* (etwa „ist doch klar“), *vsë* (etwa „das wär’s“). Solche und ähnliche Wendungen sind heute typisch für die Redeweise rußlanddeutscher Sprecher. Auf diese Ausdrucksmittel, die für die Kommunikation unentbehrlich sind, können selbst diejenigen, die noch relativ flüssig Deutsch beherrschen, heute kaum noch verzichten, ihr Gebrauch fällt den Sprechern oft nicht einmal mehr auf.

Dies steht bereits an der Grenze zu einem Phänomen, das noch gravierender den russischen Spracheinfluß zeigt: das sogenannte „Code Switching“, also die Einschaltung ganzer russischer Passagen, der beständige Wechsel zwischen deutschen und russischen Äußerungen, die mitunter den Charakter einer Mischsprache annehmen, die kaum noch eindeutig als „deutsch“ oder „russisch“ zuzuordnen ist, sondern „deutsch-russisch“ ist und eine immer stärkere Dominanz des Russischen zeigt.

Kennzeichen der Sprachentwicklung der Rußlanddeutschen in den vergangenen dreißig Jahren ist also ein rapider Rückgang des Deutschen und ein scheinbar unaufhaltsamer Sprachwechsel zum Russischen: Während zuvor Entlehnungen aus dem Russischen noch „eingedeutscht“ wurden, also eine gewisse integrative „Kraft“ der gesprochenen deutschen Sprache erkennen ließen, gehen die Sprecher nun unmittelbar zum Gebrauch des Russischen über. Unterstützt wird diese Entwicklung häufig durch eine Geringschätzung der dialektalen Varietäten der Rußlanddeutschen, die gegenüber dem Russischen (und auch dem Hochdeutschen) als minderwertig gelten.

Zusammenfassend läßt sich die Sprachentwicklung der Rußlanddeutschen in folgender Weise beschreiben:

Der sprachliche Ausgleich während der ersten hundert Jahre hatte aus der extremen Vielfalt von Dialekten weitgehend einheitliche dörfliche Mischvarietäten entstehen lassen, jedoch nicht zur Herausbildung eines einheitlichen „Rußlanddeutchs“ oder großräumiger „Umgangssprachen“ geführt. Die „Großen Reformen“ Alexanders II., die im Zuge der Modernisierung des Zarenreiches auch die rußlanddeutschen Kolonisten in die russische Gesellschaft und in die staatliche Verwaltung integrieren sollten, bewirkten die Ausbildung einer „funktionalen Diglossie“, bei der das Russische zur Sprache der Verwaltung und des öffentlichen Lebens wurde. Nationalistische Strömungen seit den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts und insbesondere während des Ersten Weltkrieges führten zu Auseinandersetzungen auch in der „Sprachenfrage“, vor allem im Schulwesen. Die Autonomierechte, die während der zwanziger Jahre auch den Deutschen im sowjetischen Vielvölkerstaat gewährt wurden, bedeuteten eine vorübergehende Blütezeit der deutschen Sprache und Kultur. Die Deportationen und Verfolgungen - spätestens seit

1938/41 - stellten die entscheidende Zäsur in der Sprachentwicklung der Rußlanddeutschen dar: Die Auflösung der geschlossenen deutschen Sprachinseln, der Abbruch der Siedlungskontinuität und die Stigmatisierung der „Sprache der Faschisten“ leiteten den Sprachverlust des Deutschen ein. Mit den Deportationen, den anschließenden Weiterwanderungen und der Bildung von „Zentraldörfern“ wurde der sprachliche Ausgleichsprozeß unter völlig veränderten Verhältnissen neuerlich in Gang gesetzt: Der „Unifizierung“ der sowjetischen Gesellschaft und der einheitlichen Organisation des Staatsapparats folgte die sprachliche Assimilierung. Die Saat der Verfolgung und Stigmatisierung der Deutschen und ihrer Sprache ging mit Verspätung auf: In den vergangenen gut dreißig Jahren, die auf die bescheidene „Liberalisierung“ nach der Teilrehabilitation der Deutschen 1964 folgten, vollzog sich ein rapider Sprachwechsel zum Russischen.

Der russische Spracheinfluß hat die Stufe der „Anreicherung“ der dörflichen Ausgleichsdialekte mit russischen Lehnworten längst hinter sich gelassen; er führt heute - vor allem bei den jüngeren Sprechern - direkt zum Gebrauch des Russischen. Das Ende der rußlanddeutschen Sprachinseln scheint vorgezeichnet. Gegenüber der sprachlichen Dominanz des Russischen erweisen sich nur wenige „ethnoterritoriale Kerne“ (Eisfeld (1987), S. 170). kompakter deutscher Siedlungen noch für einige Zeit als resistent. Über ihr Schicksal entscheidet die Geschwindigkeit der Aussiedlung.

## **Literatur**

Berend, Nina, Jedig, Hugo: *Deutsche Mundarten in der Sowjetunion. Geschichte der Forschung und Bibliographie.* Marburg 1991.

Bourret, Jean-François: *Les Allemands de la Volga. Histoire culturelle d'une minorité 1763- 1941.* Lyon 1986.

Buchsweiler, Meir: Zur sowjetischen Sprachpolitik zwischen den Weltkriegen. Am Beispiel des Deutschen, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 35 (1987), H. 1, S. 59-79.

Dinges, Georg: Ueber unsere Mundarten, in: *Beiträge zur*

*Heimatkunde des deutschen*

*Wolgagebiets. Mit einer Karte und einer Tabelle.* Pokrowsk a/W. 1923, S. 60-72.

Dinges, Georg: Zur Erforschung der wolgadeutschen Mundarten. (Ergebnisse und Aufgaben), in: *Teuthonista* 1,4 (1925), S. 299-313.

Dinges, Georg: Zur Schaffung eines Wörterbuchs der Wolgadeutschen Mundarten, in: *Wolgadeutsches Schulblatt* 1, Pokrowsk (1927). S. 43-46.

Dinges, Georg: Zur wolgadeutschen Wort- und Sachgeographie, in: *Nachrichten* 173 (2. August 1927). Pokrowsk.

Dulson, Andreas: Einige lautliche Eigentümlichkeiten der wolgadeutschen Mundarten, in: *Revolution und Kultur* 5. Engels 1933, S. 46-54.

Dulson, Andreas: Problema skrešcnija dialektov po materialam jazyka nemcev Povol'zja [Das Problem der Dialektkreuzung, anhand von Sprachmaterial der Wolgadeutschen], in: *Izvestija Akademii nauk Sojuza SSR, Otdelenie literatury i jazyka* 3 (1941), S. 82-96.

Ehlich, Konrad, Rehbein, Jochen: Halbinterpretative Arbeitstranskriptionen (HIAT), in: *Linguistische Berichte* 45 (1976), S. 21-41.

Eisfeld, Alfred: Bleiben die Sowjetuniondeutschen deutsch? In: Kappeler, Andreas, Meissner, Boris, Simon, Gerd (Hrsgg.): *Die Deutschen im Russischen Reich und im Sowjetstaat. (Nationalitäten- und Regionalprobleme in Osteuropa 1)* Köln 1987, S. 167-177.

Eisfeld, Alfred: Rußland/Sowjetunion, in: *Aussiedler. (Informationen zur politischen Bildung 222)* Bonn 1991, S.10-24.

Eisfeld, Alfred, Herdt, Victor (Hrsgg.): *Deportation, Sondersiedlung, Arbeitsarmee. Deutsche in der Sowjetunion 1941 bis 1956.* Köln 1996.

Hermann, Arkadij: Wie die Arbeitskommune (das Autonome Gebiet) der Wolgadeutschen gegründet wurde, in: Meissner, Boris,

Neubauer, Helmut, Eisfeld, Alfred (Hrsgg.): *Die Rußlanddeutschen gestern und heute*. Köln 1992, S. 159-180.

Hilkes, Peter: *Deutsche in der Sowjetunion: Sprachkompetenz und Sprachverhalten. Ergebnisse einer Befragungsstudie mit deutschen Spätaussiedlern aus der Sowjetunion*. Statistische Bearbeitung und Graphiken v. Herbert Kloos. (Forschungsprojekt „Deutsche in der Sowjetgesellschaft“. Arbeitsberichte 10) München 1988.

Jedig, Hugo: Die deutschen Mundarten in der Sowjetunion, in: *Das Wort. Germanistisches Jahrbuch DDR - UdSSR* 1986. Zwickau 1986, S. 74-80.

Jedig, Hugo: *Laut- und Formenbestand der niederdeutschen Mundart des Altai-Gebietes*. (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften, philologisch-historische Klasse 112, H. 5) Berlin 1966.

Manykin, Volodja A.: *Sociolingvisticskij aspekt funkcionirovanija dialektov nemcev Povol'zja* [Der soziolinguistische Aspekt des Dialektgebrauchs bei den Wolgadeutschen]. Saratow 1992. (Dt. Fassung: Soziolinguistische Aspekte des Dialektgebrauchs unter den Deutschen in der Wolga-Region. Diss., Ms., unveröff., 1992).

Rosenberg, Peter: Sprache, Identität und Sprachgemeinschaft bei den Deutschen in der ehemaligen Sowjetunion, in: Eichinger, Ludwig M., Raith, Joachim (Hrsgg.): *Sprachkontakte. Konstanten und Variablen*. Bochum 1993, S. 113-148.

Rosenberg, Peter: Sprachgebrauchsstrukturen und Heterogenität der Kommunikationsgemeinschaft bei den Deutschen in der GUS. Eine empirische Studie, in: König, Peter-Paul, Wiegers, Helmut (Hrsgg.): *Satz - Text - Diskurs. Akten des 27. Linguistischen Kolloquiums*, Münster 1992. Tübingen 1994, S. 287-297.

Schiller, Franz P.: O vlijanii voiny i revoljucii na jazyk nemcev Povol'zja [Über den Einfluß von Krieg und Revolution auf die Sprache der Wolgadeutschen], in: *Ucenyje zapiski Instituta jazyka i literatury* 2. Moskau 1929, S. 67-87.

Schirmunski, Viktor M.: *Die deutschen Kolonien in der Ukraine. Geschichte, Mundarten, Volkslied, Volkskunde*. Charkow 1928.

Schirmunski, Viktor M.: Sprachgeschichte und Siedelungsmundarten, in: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 18 (1930), H. 3/4: S. 113-122, H. 5/6: S. 171-188.

Schirmunski, Viktor M.: *Deutsche Mundartkunde. Vergleichende Laut- und Formenlehre der deutschen Mundarten*. Aus dem Russischen (Originalausgabe Moskau 1956) übersetzt und wissenschaftlich bearbeitet von W. Fleischer. Berlin 1962.

Simon, Gerd: *Nationalismus und Nationalitätenpolitik in der Sowjetunion. Von der totalitären Diktatur zur nachstalin-schen Gesellschaft. (Osteuropa und der internationale Kommunismus 16)* Baden-Baden 1986.

Stumpp, Karl: *Die Auswanderung aus Deutschland nach Rußland in den Jahren 1763 bis 1862*. Tübingen 1974.

von Unwerth, W. (1918): *Proben deutschrussischer Mundarten aus den Wolgakolonien und dem Gouvernement Cherson. (Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Philologisch-historische Klasse 11)*. Berlin.

Warkentin, Johann (Hrsg.): *Rußlanddeutsche. Woher? Wohin?* Berlin 1992.